9. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 204

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

7. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Das gute Eulchen machte alles: sie tobte durch Berlin und besorgte für Hermann Leibwäsche und Reiseutensilien, denn es stellte sich heraus, daß er für längere Abwesenheit herzlich schlecht ausgerüstet war; sie riet ihm, was er sich für seine „Malerfahrt ins Ungewisse" bei seinem Schneider machen lassen sollte, sie schrieb nach München und mietete unter Zuhilfenahme eines Büros ein Zimmer mit Atelier bei zuverlässigen Leuten. Sie war die einzige im Hause Zimmer, die wirklich praktischen Sinn hatte. Frau von Zimmer konnte wohl Einkäufe für sich, die Tochter und unter Umständen fürs Haus machen, in großen Geschäften, wo man sie kannte, sie und ihren Namen, sie konnte auch reisen von einem großen Gasthof zum andern, mit Auto und Diener zur Bahn, im Wagen mit der Jungfer dann zum Hotel, aber schon allein in ein Restaurant zu gehen, war ihr unangenehm, da mußte das Eulchen mit oder Ruth. Das Leben hatte ihr wenig Steine in den Weg gelegt und ihr nur die Aufgabe einer Hausfrau großen Stils zugedacht, die sie auch voll beherrschte. Aber praktisch — nein, praktisch war Frau von Zimmer nicht.

Ein wenig weltgewandter war Ruth schon. Aber nicht viel. Sie war nicht übermäßig verwöhnt worden, den unnötigen Luxus hatte ihr Vater nie geduldet. Aber die Straßenbahn und der Omnibus waren ihr doch recht fremde Beförderungsmittel. Sie war mit Privatauto und Droschke groß geworden. Da gehörte es zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens, daß man sich einen Wagen nahm oder daß das Auto da war, wenn man durch Berlin fuhr. Das erschien Ruth in keiner Weise Luxus oder Verschwendung. Natürlich im Krieg hatte man sich behelfen müssen, aber da war man eben nur sehr selten aus dem Hause gegangen. Einen Kellner bezahlen, hatte sie natürlich gelernt, das mußte man ja im Tennis-, Schlittschuh- und Tanzklub können. Auch einkaufen konnte sie. Es war doch so einfach: man ging vorher zu Eulchen und holte sich Geld, Eulchen hatte ja die Kasse, und wenn das Geld nicht reichte, sagte man: „bitte zu Frau von Zimmer, Josephinenstraße"; meistens brauchte man nicht einmal die Straße zu nennen; die Geschäftsführer wußten bereits Bescheid.

Hermann lachte oft über die Art von Mutter und Schwester, ihn hatte die Militärzeit und der Krieg erzogen. Und trotzdem haperte es oft hier und da — auch er war abhängig, abhängig von Eulchen, deren sanftes Zurechtschieben sie kaum fühlten im Zimmerschen Hause.

Ehe alles für München eingerenkt war, gingen aber fast drei Wochen ins Land.

Paul von Zimmer ließ während dieser Zeit seinem Sohn viel Freiheit. Er hatte ihn von den strengen Dienststunden befreit, aber er verlangte doch, daß er sich ab und an noch in Tempelhof zeigte. Mehr als früher hielt er ihn auf seinem Arbeitszimmer fest, ließ ihn seinen Besprechungen beiwohnen, zog ihn zu Sitzungen im großen Saal heran. Er wollte, daß man sähe: ein Sohn und Erbe ist da, denn seit es bekannt geworden war, daß Hermann sich in München als Maler weiter ausbilden wollte, war bei den Direktoren und den befreundeten Bankhäusern der alte Gedanke, die Zimmer-Werke auf Aktien zu gründen, wieder wach geworden. Paul von Zimmer wehrte sich aber mit aller Kraft gegen die Pläne; es war sein Stolz, daß die Werke noch seiner Familie fester und eigener Besitz waren.

Die Erweiterung, die durch die Auswertung des Fritz Kählschen Mittels veranlaßt wurden, erforderten Kredite. Ein Grundstück mußte hinzugenommen werden, die Baupläne verschlangen Geld, die Maschinenfabriken forderten Anzahlungen.

Täglich wurde verhandelt. Und namentlich von seiten der Banken wurde immer wieder betont, daß die notwendigen Summen sofort da wären, wenn die Zimmer-Werke Aktien, die sie gern auflegen würden, ausgäben. Und gerade dies sollte Hermann hören. Er sollte wissen, was drohte, wenn die Familie den ureigensten Besitz aus der Hand gab.

So unpraktisch Frau und Tochter im Leben waren, so praktisch war Paul von Zimmer im geschäftlichen Leben; er wußte, daß er, wenn es darauf ankam, all seine Direktoren — aber auch von jeder Abteilung — in die Tasche steckte. Aber rastlos tätig mußte er sein, mehr arbeiten als alle anderen, immer auf dem Laufenden bleiben, technisch und kaufmännisch. Und eisern festhalten an seinen Entschlüssen.

Er wußte, daß er den gewünschten Kredit auch ohne Konzessionen, die ihm nicht behagten, bekam. Und er bekam ihn. Am Tage vor Hermanns Abreise war die Endkonferenz. Im Sitzungssaal war sie anberaumt; Abschluß mit der Bank und Erwerbung des Grundstückes neben dem Zimmer-Werk war ihr Programm. Absichtlich hatte Paul von Zimmer die Sitzung zu einem feierlichen Akt erhoben, hatte die Abteilungsleiter hinzugezogen, ließ den Sohn beiwohnen.

Als die notariellen Protokolle unterfertigt waren, von ihm als alleinigem Inhaber gezeichnet, verabschiedete er die fremden Vertreter und bat seine An-

gestellten, noch einige Augenblicke zu bleiben. Er dankte allen für die Mitwirkung an der weiteren Ausgestaltung des Werkes, dann wandte er sich Hermann zu: nur ungern sähe er ihn scheiden, aber er hoffe und wisse, daß er sich nicht für immer von den Werken trenne, daß alles nur ein Uebergang sei, daß er in Süddeutschland nicht nur seiner Liebhaberei, seiner Kunst leben werde, sondern sich auch stärken für seine späteren Aufgaben zum Besten der Zimmer-Werke.

Sehr ernst, sehr feierlich sprach Paul von Zimmer. Alle fühlten, wie schwer ihm der Abschied vom Sohne wurde gerade in dieser Stunde, wo neues Leben in das Unternehmen kam. Auch Hermann fühlte es. Scham stieg in ihm auf; er konnte den Vater nicht ansehen, konnte auch nicht zu Fritz Kähl, dem Freunde, hinüberblicken. Er spürte, es war die Rede an einen Ungetreuen, einen Fahnenflüchtigen, die der Vater hielt.

Als Paul von Zimmer schloß, stand er mit tiefgesenktem Haupte da. Auf ihn zu trat der Vater, streckte ihm die Hand entgegen: „Ich wünsche dir alles Gute auf den Weg." Wie stahlhart Vaters Augen blicken konnten. Und nach dem Chef traten sie alle an ihn heran, die Direktoren und Abteilungsleiter. Jeder gab ihm die Hand und verließ dann mit einer kurzen Verbeugung den Saal.

Zuletzt kam Fritz Kähl. Ihn hielt der Vater fest.

„Noch einmal möchte ich Ihnen besonders danken, lieber Freund. Was Sie für die Werke in den letzten Jahren geleistet, habe ich Ihnen schon vorhin gesagt. Daß Sie mir und meiner Familie damit noch näher gerückt sind, wissen Sie. Nehmen Sie diese kleine Gabe zur Erinnerung an diesen Tag." Er reichte ihm ein Etui, in dem eine schlichte goldene Taschenuhr lag. „Die Widmung wird Ihnen sagen, wie ich es meine."

Fritz Kähl ließ den Deckel aufspringen und las: „Meinem jungen Freund und bewährten Helfer . . ." Tief beugte er sich über die Hand seines Chefs.

„Sie haben mir nichts zu danken. Ich danke Ihnen. Und verknüpfe mit dem Dank eine Bitte: bleiben Sie mir und den Werken treu, bleiben Sie aber auch Hermann ein Freund und Helfer."

Paul von Zimmer wandte sich und ging zu der Tür, die vom Saal in sein Privatbüro führte. Wieder schritt er an den Bildern vorbei, sah zu ihnen auf. — Ja, die dort waren anders gewesen wie sein Junge. Warum war der nicht vom Schlage Fritz Kähls? Warum? Wer würde hier sein Nachfolger werden? Der junge Kähl, der könnte es. Hermann nicht.

*

Nur wenige Abschiedsworte wechselten Fritz und Hermann.

„Halt den Kopf oben. Und vergiß über deiner Malerei die Chemie nicht."

„Willst du mir auch eine Rede halten?"

„Du hast keinen Grund, bitter zu sein, Hermann. Du weißt, daß ich es gut mit dir meine."

„Ja du — du hast es leicht."

„Nicht so leicht, wie du glaubst. Auch ich stehe hier auf fremdem Posten."

„Aber du hast Erfolg."

„Er macht es nicht allein. Leb wohl, Hermann. Und laß von dir hören."

„Leb wohl und grüße deine Frau."

An der Werkgarage stand das Auto. Quer durch Tempelhof fuhr Hermann, kreuzte die Vorortbahnbögen, querte Schöneberg. Wie er den Weg kannte, Tag um Tag war er ihn gefahren durch Jahre. Nun sollte es nicht mehr sein. Nie mehr vielleicht. Es war doch ein Abschied.

Durch das elegante Bayerische Viertel ging es, dann zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. In wenigen Minuten war er daheim. Was sollte er dort? Still in seinem Atelier sitzen? Oder zwischen den Koffern, die Eulchen für ihn gepackt? Oder durch den Garten laufen? Mit Ruth sprechen oder der Mutter; erzählen, was der Vater gesagt, wie alles glücklich zu Ende geführt sei dank den Verdiensten Fritz Kähls?

Er fürchtete sich plötzlich vor dem Elternhause. Wenn er nur erst fort wäre.

An die Vorderscheibe klopfte er und ließ das Auto halten. Es könne zurückfahren zum Werk, er habe noch hier in der Gegend zu tun.

Am Hippodrom vorüber ging er. Schritt für Schritt durch den Tiergarten. Busch und Baum standen nun schon im ersten Grün. Auf dem Landwehrkanal zogen paarweise die Enten.

Hermann blieb stehen und sah auf das Wasser hinab, das unter ihm in der Schleuse gurgelte, sah hinüber zur Technischen Hochschule, wo er einst gelernt. Um ihn spielten Kinder, turnten waghalsig auf den Geländern, haschten sich, stritten und vertrugen sich. Alles war wie einst, als auch sie hier spielten und tollten, tausendmal lieber als in ihren großen Gärten, als sie heimlich ausrückten aus der Josephinenstraße, um sich hier zu balgen, um Papierschiffe in das Kanalwasser zu werfen, um die Kähne durch die Schleuse ziehen zu sehen. Sie alle gemeinsam: Ruth und er, Lisa und Fritz, Carla, Christof und Anna.

Glückliche Jugendzeit.

Heimat war hier, war drüben in der kleinen Straße, war aber auch draußen in den Werken, in Tempelhof. Und er mußte in die Fremde. Nein, er mußte nicht, er ging. Ging in die Freiheit.

Langsam schritt er weiter. Das Ufer entlang. Aus der Hochschule kamen die Studenten in bunten Mützen. Frohe und ernste Gesichter, blasse und sportlich gebräunte. Aber aufrecht gingen sie alle. Ihm jedoch war, als ob sein Rücken sich beuge, als ob er Lasten trüge.

Immer müder wurde sein Gang. Nur unwillig bog er in die Josephinenstraße ein. Hinten lag ihr Haus, Mutters Fenster standen offen, er konnte es erkennen. Und Ruth hatte blühende Töpfe hinter den Scheiben stehen. So war's stets im Frühling gewesen.

Auf der linken, der Kählschen Seite nahm er den Weg.

Da öffnete sich drüben bei Falkenbergs das schmiedeeiserne Gitter: Carla und Anna traten heraus. In gleichen, hellen Waschkleidern, sommerlich schon, die gleichen Strohhüte auf dem gleichblonden Haar.

Einen Augenblick stockte Hermann. Er hatte die Schwestern seit jenem Tage nicht gesehen, an dem er das Band zerrissen, das ihn an Carla knüpfte. Er war ihnen ausgewichen, er hatte gehofft, eine Begegnung zu vermeiden. Und nun in letzter Stunde traf er sie doch.

Umkehren hätte er mögen und fortlaufen wie ein dummer Junge.

Aber er schritt weiter. Tief zog er den Hut. Drüben senkten sich zwei Köpfe, der eine steif, förmlich, der andere in freundschaftlichem Nicken. Carla und Anna.

Und dann, als er den Hut schon wieder auf dem Kopfe hatte, hörte er seinen Namen: „Hermann!" Und noch einmal: „Hermann."

Er drehte sich um. Carla stand aufrecht am Falkenbergschen Gitter, Anna aber zwischen ihr und ihm auf dem Fahrdamm.

Nun trat er auf sie zu.

Die Hand streckte sie ihm entgegen. „Müssen wir so aneinander vorübergehen, Hermann? Ist das notwendig?"

„Ich weiß nicht, Anna."

„Du reist doch morgen, willst du uns nicht Lebewohl sagen?"

Langsam wandte sie sich und ging zur Schwester zurück. Er konnte nicht anders, er mußte mit.

„Bist du mir böse, Carla?"

In ihrem Gesicht änderte sich keine Miene. Ein paar Zentimeter trat sie zurück, oder lehnte sie nur den Körper ein wenig nach hinten, streckte sie sich noch mehr, noch stolzer.

„Ich wüßte nicht, warum ich dir böse sein sollte."

Nichts wußte er zu sagen.

Da kam ihre Stimme wieder, scharf, deutlich: „Oder kannst du es vielleicht jetzt in Worte fassen?"

Wieder mußte er schweigen.

„Carla." Anna sagte es, leise, bittend war ihr Ton.

„Sei bitte still. Du hast diese höchst überflüssige, unnötige Szene heraufbeschworen. Ich glaube, wir könnten sie beenden."

In Annas Gesicht schlug das Rot purpurn hoch. Um den Mund zuckte es.

Bitter leid tat sie Hermann; sie hielt die Freundschaft, die Kinderfreundschaft, an die er eben noch gedacht. Und mußte es büßen. Er fühlte: jetzt war es an ihm, Partei für sie zu nehmen, sie zu verteidigen; aufbrausen mußte er, Carla eine Grobheit ins Gesicht schleudern. Aber er brachte den Mut nicht auf.

„Verzeih, Carla." Mehr konnte er nicht sagen.

„Ich habe dir nichts zu verzeihen. Höchstens deine Schwäche."

Sie wandte sich ab und schritt weiter.

Einen Augenblick blieb Anna noch stehen. „Auf Wiedersehn, Hermann," sagte sie. „Auf ein besseres, froheres Wiedersehn."

Dann eilte sie der Schwester nach.

*

Als Graf Falkenberg am Abend nach Hause kam, erwartete ihn Carla in seinem Arbeitszimmer.

„Ich möchte nun reisen, Papa. Könntest du nach Golmitz telephonieren? Ich habe meine Koffer schon gepackt. Morgen könnte ich fahren."

(Fortsetzung folgt)

Ins Garn gegangen

Skizze von Hans Langkow

Die hübsche Sekretärin öffnete die schwarzglänzende Tür mit der hellen Aufschrift „Direktor Cecil Marwin" und ließ den Mann, der sich Fritz Pogge nannte, aus dem Vorzimmer eintreten. Dann klappte die Tür wieder zu. Aus dem Vorzimmer klang das helle Klappern einer Schreibmaschine auf.

„Mahlzeit! Bin ick hier richtig bei dem Obermacher von die Jesellschaft, die Leute jebraucht?" fragte der Besucher mit heiserer Stimme und wischte unbeirrt seine großen, geflickten und schmutzigen Stiefel auf dem hellen Teppich ab, der den Bodend es picknoblen Zimmers bedeckte. Dabei schwenkte er in der Rechten einen auf schlechtem Papier gedruckten, rot angestrichenen Handzettel, wie solche mitunter zu Reklamezwecken verteilt werden. Im übrigen machte er selbst keinen sonderlich arbeitsfreudigen oder begeisternden Eindruck.

Der rundliche, übermäßig gepflegt aussehende Herr, der hinter dem großen Schreibtisch saß, schien von der Erscheinung nicht sonderlich eingenommen. Dieses faltige Antlitz, die listig funkelnden Aeuglein, der an Grammophonstifte erinnernde Stoppelbart, die rauhe Stimme, der abgerissene Anzug — — — das war nicht einer von den Kunden, die der „Herr Direktor" erwartete.

„Sie haben da unser Rundschreiben, äh — — Herr," näselte er, — — „äh, Herr Pogge — — aber — ja, da muß ich sagen — —"

„Rundschreiben is jut!" brummte der andere, „det is 'n bedruckter Fetzen. Aba, wenn ick Ihnen det mal vorlesen dürfte — —"

Der Herr im Klubsessel rutschte unbehaglich hin und her. Der andere ließ sich nicht stören. Seelenruhig verlas er:

„Kautionsfähige Werkmeister, Handwerker, Vertreter(innen), nur erste Kräfte, für dauernde gut bezahlte auswärtige Arbeit gesucht. Personalbüro der — — zu melden — — Direktor Cecil Marwin."

Dann ließ er das Blatt sinken, warf sich in die Brust und hob die Stimme:

„Ick jloobe, ick bin 'ne erstklassige Kraft und der richtige Mann für Sie!"

Irgend etwas in diesen Worten ließ den Klubsesselmann aufhorchen.

„Zeugnisse?" fragte er matt.

„Zeugnisse??" kam das Echo, „Zeugnisse, stand nischt von drinne. Aber wat det Jeld anbetrifft — —"

Der Herr Direktor beugte sich interessiert vor.

„— — det habe ich ooch nich! Heechstens 'ne Kautionsversicherung könnte ick bieten — — wissense, man is doch nie vor Jaunern sicher — —"

Marwin bekam einen hochroten Kopf und donnerte mit der Faust auf die Tischplatte.

„Unerhört. Sie passen mir überhaupt nicht! Ich werde Sie durch meine Sekretärin hinaus — —"

Der Besucher kam leise an den Schreibtisch heran.

„Emil, reg' dir nich' uff un laß det schöne Frollein man, wo es ist," sagte er ruhig, „wie wär's denn, wenn ich dein Teilhaber würde — —"

Marwin wurde käsebleich und begann nach Luft zu schnappen.

„Ich verstehe nicht, ich weiß nicht — —" stöhnte er.

Pogge klopfte ihm beruhigend auf die Schulter.

„Mensch, verbieg dir nur die Seelenachse nich. Ich hatte dich ja kaum selbst wiedererkannt. Denk an die schönen Tage, wo du noch Emil Mehlmann hießest und neben mir im großen Saal der Strafanstalt Pantoffeln genäht hast!"

„Du mußt mir doch kennen. Pogge, von 67!"

Herr Marwin entsann sich durchaus nicht, aber da die Wahrscheinlichkeit groß war, daß jener ihn kannte, atmete er erleichtert auf. Dann aber nahm sein feistes Gesicht einen würdigen Ausdruck an.

„Jawohl, mein lieber Herr Pogge — — oder Fritz — — ich bin Mehlmann, aber ich habe ein neues Leben in Ehrlichkeit und Fleiß begonnen, ich bin Mitdirektor dieses großen Unternehmens, du siehst, was Anständigkeit — —"

„Quatsch nich Krause!" unterbrach der Besucher rauh und unhöflich die wohlgesetzte Rede des Exsträflings, „oller Schwindler! Meinst du, ich weiß nicht Bescheid. Die ganze feine Firma besteht nur in deinem Kopfe. Von der ganzen großartigen Wohnung sind nur zwei Zimmer möbliert, eben diese beiden. Deine sogenannte Sekretärin ist das gesamte Personal. Ihr engagiert Arbeitslose für Euer Schwindelunternehmen, nutzt wiedermal die Konjunktur aus, spekuliert auf die Unwissenheit der Leute und laßt Euch Kaution geben. Ihr sagt Euren Opfern, sie würden eine Karte bekommen, wann sie die Stellung antreten könnten, und dann verschwindet Ihr innerhalb acht Tagen und macht die Bude in einer anderen Stadt wieder auf. So ist es doch, nicht?"

Herr Mehlmann rannte aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Lieber Fritz, lieber Fritz, natürlich ist es so, ich werde dich beteiligen, aber nur nicht so laut, dieser Lärm — —"

„Ich will aber laut sein," brüllte Fritz Pogge mit einer Stimme, die die Bilder an den Wänden schaukeln ließ, „das ist eine Gemeinheit, die Hoffnungsfreudigkeit und den Glauben armer Menschen so auszunutzen und ihnen ihre letzten paar Groschen abzunehmen, du Gauner, du Hyäne, du fauler Fünfziger, ich fahre aus der Haut — —"

Tatsächlich fuhr Herr Pogge jetzt aus der Haut, indem er sich die Haare gleich mit der Kopfhaut mit einem Ruck abriß. Durch die Tür, die zum Vorzimmer führte, kamen zwei stämmige Herren.

„Zur Stelle, Herr Hartwig, wir haben alles gehört!"

„Hartwig — — der Kriminalkommissar — —" stöhnte Mehlmann, „oh, ich Rindvieh — — der hat mich doch schon mal in den Fingern gehabt — —"

„Natürlich," nickte der ältere Herr freundlich, der jetzt unter der rauhen Hülle Fritz Pogges zum Vorschein kam, „natürlich, sonst hätte ich Ihnen ja nicht so auf den Zahn fühlen können. Ihr Geständnis haben Sie ja nun schon unter Zeugen gemacht. Ich witterte in Ihnen gleich einen alten Bekannten, als mir der Kollege auf dem Präsidium heute Ihren Handzettel zeigte, und ich durfte meine eigenen kleinen Methoden wieder einmal an Ihnen erproben. Und nun kommen Sie. Ihre werte Sekretärin wartet im Polizeigefängnis schon eine Stunde darauf, daß auch Sie eingeliefert werden, Herr Direktor Marwin."

Umweg zum Mädel

Von H. Eichmühl

Der Page vom Hotel Ambassadeur in jener großen südamerikanischen Stadt ist ein geweckter blonder Junge. Er versteht schon ausgezeichnet spanisch, obwohl er ein Deutscher ist; er arbeitet wie zwei und gibt sich so, als wenn das Hotel ihm gehöre und er alles für die eigene Tasche tue. Der Geschäftsführer, ein Herr mit französischem Spitzbart, vorbildlich für die Mode, sieht das gern. Er ist sparsam mit Lob und immer unfreundlich aus Prinzip, soweit es sich um die Angestellten handelt.

Hannes Schwarz pfeift auf seine Freundlichkeit. Er tut seine Pflicht, und er hat Pläne. Er will nicht immer Page bleiben, dazu fühlte er seine Hände zu stark. Er will einmal in diesem Lande ein Stück Erde besitzen, das ihm Heimat werden soll.

Hannes Schwarz hat in dem Hotel eine Freundin, das ist das Etagenmädchen der ersten Etage, die sich mit der vornehmen Welt auskennt und gute Trinkgelder bekommt. Sie ist die Vertraute vieler reicher Damen, die im Hotel wohnten und kann Dinge erzählen, die wie eine Bombe einschlagen würden. Zum Beispiel weiß sie, daß Sennora Fasti, die Frau des schwerreichen Großgrundbesitzers und Kaffeebauern Fasti, es mit der ehelichen Treue nicht genau nimmt. Sie trifft sich in der Bar mit einem Brasilianer, einem verkommenen Kerl, und die beiden tun schön miteinander. Der Fasti ist in seine Frau verliebt, das weiß man, und er muß auf Reputation halten, das weiß man auch. Das Etagenmädchen — sie ist in Marseille geboren und heißt Estelle — glaubt, in dem Pagen Hannes Schwarz den Mann gefunden zu haben, der mit ihr einst die kleine Wohnung am Hafen teilen wird. Nur etwas Geld müßte man noch haben, um sich ein schönes Geschäft zu kaufen oder so etwas.

Eines Tages spricht sie mit ihm darüber.

„Ein Geschäft?" fragte Hannes. „Was soll ich denn mit einem Geschäft? Nein, eine kleine Farm müßte es sein."

„O, eine Farm," macht Estelle entzückt. „Das wäre wunderbar. Da hätte man einen kleinen Kreis der Pflichten und arbeitete nur für sich. Aber Geld gehört dazu, sündhaft viel Geld."

Hannes Schwarz denkt nach.

„Zehn Jahre Arbeit werden wohl noch hingehen."

Estelle hängt sich in seinen Arm. Sie gehen jetzt am Hafen entlang. Der Himmel ist tiefblau, an ihm und seiner Stimmung hängt die Zukunft.

„Andere leben besser," sagt sie. „Wir könnten es auch."

Er sieht sie an.

„Wie meinst du das?"

„Man müßte seine Kenntnisse ausbeuten. Da ist zum Beispiel der Fasti, ein feiner Kerl, verlaß dich darauf. Und der würde etwas darum geben, wenn er wüßte, daß seine Frau und der Brasilianer miteinander Abend für Abend in der Bar sitzen."

Hannes Schwarz hört zu. Er merkt, daß Estelles Phantasie hier krumme Wege geht. Sie will eine Erpressung versuchen. Und er soll wohl das Werkzeug sein. Nein, das will er nicht.

„Die Frau ist nichts wert, ich kenne sie. Der arme Fasti hat sein Kreuz mit ihr. Jeden Wunsch hat er ihr erfüllt und ein Vermögen an sie verschwendet. Er liebt sie sehr. Aber wenn er einmal sieht, daß sie ihn hintergeht, dann wird er sich von ihr freimachen können. Geh zu ihm, Jean, er wird es dir lohnen, und denke an unsere kleine Farm. Was ist denn weiter dabei? Du sagst ihm, daß du es nicht mit ansehen könntest. Glaube mir, er wird es dir danken."

Hannes sieht die kleine Französin an seiner Seite auf einmal mit anderen Augen an. Unwillkürlich zieht er einen Vergleich mit Hannelore in Berlin, die vierzehn Jahre alt war, als er als Schiffsjunge hinüberging. Die Hannelore war als Kind geizig, sie gab keine Murmel ohne Gegenleistung fort, aber auf diesen Gedanken wäre sie nicht gekommen, das lag nicht im Bereiche ihrer Phantasie.

Auf einmal kommt ihm ein ganz großer Gedanke. Er hatte geglaubt, daß Estelle einmal seine Frau werden könnte. Jetzt weiß er, daß das nie sein kann. Aber er denkt viel an die Kleine da in Berlin.

„Wirst du zu ihm gehen, Jean?"

Er sagt nichts. Und dann ist er entschlossen. Er will zu Sennora Fasti gehen.

„Ich werde hingehen," sagt er.

Da fällt ihm Estelle um den Hals und jubelt.

*

Nach acht Tagen hat Hannes wieder seinen freien Tag. Er benutzt ihn zu einem Spaziergang in die Villa Fasti. Ein Lakai öffnet ihm. Er begehrt die gnädige Frau zu sprechen.

„In welcher Angelegenheit?"

„Ich bin der Page vom Hotel Ambassadeur. Die gnädige Frau hat bei uns telephoniert und etwas vergessen."

Er hat sich diese Ausrede genau zurechtgelegt.

Der Lakai heißt ihn warten, und nach wenigen Minuten kommt die gnädige Frau.

„Sie sind vom Ambassadeur?"

„Jawohl, gnädige Frau."

„Und was wünschen Sie?"

„Gnädige Frau, ich möchte Sie warnen. Sie haben Neider, die darauf ausgehen, Ihre Besuche im Hotel Ihrem Herrn Gemahl auszuplaudern."

Sennora Fasti ist frostig.

„Welches Interesse haben Sie daran?"

Hannes Schwarz merkt, was in dieser Frage liegt.

„Ich möchte nicht, daß einer Frau Ungelegenheiten erwachsen. Habe die Ehre."

Schon ist er an der Tür, da ruft ihn die Sennora zurück.

„Ich danke Ihnen," sagt sie. „Wollen Sie Geld?"

Nein, er will kein Geld. Es genügt ihm, den Frieden einer Ehe durch seine Mitteilung erhalten zu haben.

„Kann ich sonst etwas für Sie tun?"

In diesem Augenblick tritt Fasti ein und sieht Hannes. Der überlegt gerade eine Ausrede, als die Sennora ihrem Manne die Sache erklärt.

„Dieser junge Mann warnt mich vor schlimmen Zungen. Ich bin im Ambassadeur mit Pueblo gesehen worden."

„Wollte er Geld?"

„Nein, er scheint ehrlich zu sein."

Nun sieht der reiche Mann Hannes an.

„Deutscher?" fragt er.

Hannes bejaht.

„Dachte ich mir. Ihr deutschen Jungen seid eine ehrliche Haut. Nun will ich Ihnen was sagen, junger Mann; dieser Herr, den man mit meiner Frau gesehen hat, ist mein Stiefbruder. Ich habe einen Streit mit ihm gehabt, und während wir im Zank lagen, hat meine Frau ihn unterstützt."

Während dieser Worte ist er um Hannes herumgegangen, er hat ihn ganz genau angesehen.

„Sie können arbeiten, nicht? Sind kein Faulpelz, wie? Vorschlag: Sie kommen zu mir als Pflanzer. Wenn Sie in einem Jahr gut sind, gebe ich Ihnen ein Stück Land, dann sind Sie ein freier Mann."

Hannes jubelt, die Sennora lächelt, weil ihm die Freude im Gesicht steht. Und als er geht, da sagt sie:

„Aus diesem Kinde wird ein tüchtiger Mann."

Und Fasti meint:

„Das ist bei den Deutschen nicht anders."

*

Estelle hat geweint und getobt, aber Hannes hat ihr eindeutig gesagt, daß alles aus sei. Und am gleichen Tage hat er einen langen Brief an ein Mädel nach Deutschland geschrieben, ob sie sie in zwei Jahren zu ihm kommen würde. Er weiß genau, sie wird ja sagen.